

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 3

Artikel: Als die Liesl verschwunden war
Autor: Müller, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die fortan in seinen Werken vorkam. (Beweinung Christi, Abendmahl, dann die vier Kirchenlehrer, denen er die Wucht seiner eigenen großen Seele verlieh). Ein wahreres, umfassenderes Begreifen der Welt und aller Werte, das von den Humanisten Erasmus, Melancton, Birkheimer ausging, mit denen er trauten Umgang pflegte, gab ihm eine nach der Antike orientierte Bildung, und so suchte er auch für seine Kunst eine geistige Grundlegung, die in mehreren Büchern Ausdruck fand. Weil er ein Sucher war, vermochte er die deutsche Kunst umzugestalten, ihr eine neue Formensprache zu geben, sie über den Hauch der Intuition hinauszuhoben — alles im Dienst der Vollkommenheit der Kunst. Man lese nur die Zitate auf Seite 17 in dem oben genannten Werke, dem wir mit verdankenswerter Erlaubnis des Verlegers unsere vier Dürer-Bilder entnehmen. Wir geben

hier nur den einen wieder, der beweist, daß er eine richtige Vorstellung vom Zusammenhang zwischen dem Künstler und seiner Persönlichkeit besaß:

„Ein guter Maler ist inwendig voller Figur, und ob's möglich wäre, daß er ewiglich lebte, so hätte er aus den inneren Ideen, davon Plato schreibt, allweg etwas Neues durch die Welt auszugießen.“ Gottes Wunder in seiner Creatur — das erfüllte Dürers Sinn und ward ihm zum Bild, zum Schatz seines Herzens. Seine mächtige Liebe zur Natur bewirkt, daß seine Bäume und Gräser voller Lebensdrang sind, daß wir das Fell einer Katze, das Gefieder eines Hahnes eigentlich erleben können; denn er steigert durch jene unererschöpfliche Liebe die Natur. Charakter- und Wesensausdruck ist Dürers Kunst; Reichtum, Fülle und Tiefe sind ihr eigen. Sein Todestag ist der 6. April 1528.

Erstrahle und blühe!

Eine Seele, die sich auf Erden bangte,
 Hin zu dem Trone des Höchsten gelangte;
 „Vater“, so sprach sie, „ungerufen
 Vor dir, steh' hier ich zu deinen Stufen;
 Ich wäre, mein Vater, so tief bereit,
 Zu wohnen in deiner Herrlichkeit.
 Auf Erden muß ich an manchen Tagen
 Ob all der Härte und Mühsal verzagen. —
 Wohl tu' ich was möglich im Dienste der Pflicht,
 Doch zeigt mir das Leben kein fröhlich Gesicht.
 Ich fülle die Stunden, es gleitet der Tag,
 Bringt wenig an Glück mir, birgt viel mir an Plag —
 Doch möcht' ich nicht selber des Lebens Gabe
 Zerbrechen, die ich empfangen habe;

Und legte so gerne die Bürde nieder,
 Sei du mein Berater, nimm du mich wieder.“ —
 Da schaute sich Gott die Seele an,
 Und wie er forschte und wie er sann,
 Erkannte Gott-Vater, daß dieser Seele
 Zur Arbeit am Leben die Freude fehle
 Und auch die Liebe, die selbstlos groß,
 Sich neiget jeglichem Menschenlos.
 Da nahm der Lenker der Weltengefriebe
 Ein Sämlein Freude, ein Fünklein Liebe
 Und gab es der ringenden Menschenseele,
 Daß fürder im Leben das Glück ihr nicht fehle:
 „Daß leuchten den Funken, laß sprießen den Samen“,
 So sprach er, „erstrahle und blühe! Amen!“

Johanna Siebel.

Als die Liesl verschwunden war.

Von Fritz Müller.

„Hast du die Liesl nicht gesehen?“ fragte Mutter.

„Nein,“ sagte ich, „ich bin froh, wenn ich sie nicht seh.“ Denn die Liesl hatte mir am Morgen, als ich noch schlief, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten' ins Ohr geblasen. Auf einem Kamm, den sie mit Seidenpapier umwickelt hatte. Und es war nicht das erste Mal, sondern das zehnte Mal sicher, daß sie mich so aus meinem schönen Traumland riß. Und als

ich sie haschen wollte, um ihr die Meinung zu sagen, flatterte ihr Hemdlein schon an der Türe, und, wupp, war sie im anderen Zimmer bei der Mutter im Bett. Natürlich, wo man ihr nichts tun konnte, dem Feigling. Und das schrie ich ihr auch durch die Türe nach, daß sie ein Feigling wäre.

„See,“ schrie sie zurück, „jee, ich bin ja doch ein Mädlein, und da müßt' man ja Feiglingin sagen, und des gibt's gar net, des Wort, also

kann ich auch kein Feigling sein, du dummer Bua." Da trommelte ich vor Wut an die Türe, so daß der Vater rufen mußte: „Wer jetzt keine Ruh gibt, der kriegt eins hinter die Ohren.“

Das sagte der Vater jeden Tag dreimal, glaube ich, und „Ohren“ betonte er mit Bleigewichten. Aber ich kann mich nicht erinnern, daß er uns je eine Ohrfeige gegeben hätte. Obgleich wir's sicher manchmal verdient hatten. Wenigstens die Liesl. Und darum hatte ich ein gutes Bruderrecht, der Mutter jetzt zu sagen: „Die Liesl? Nein, ich bin froh, wenn ich sie nicht seh.“

„Hans, weißt du vielleicht, wo die Liesl ist?“ fragte die Mutter weiter. Aber auch Hans schüttelte den Kopf und kaute an seinem Bieruhrbrote ruhig weiter.

„Ach, gnä Frau,“ sagte da die Gusti, unser Mädchen, „die wird schon wiederkommen.“

Aber die Liesl kam nicht. Der Hans mußte über den Fabrikhof ins Kontor laufen, wo Vater war. Ob er die Liesl nicht gesehen hätte?

Nein, er wußte nichts. Aber er kam mit dem Federhalter hinterm Ohr aus der Tür und ging sehr rasch auf ein Wasserloch zu. Gott sei Dank, es war bedeckt. Noch heute früh hatten wir ihn rufen hören: „Das Wasserloch wird nach Benutzung immer zugemacht, verstanden, Herr Krause?“ Und Herr Krause, der Portier, hatte ein tiefes „Jawohl, Herr Direktor!“ über den Hof gerufen. „So,“ sagte jetzt Vater, „geht nur wieder zu der Mutter und sagt ihr, der Liesl könne nichts geschehen sein, ich käme selber gleich.“

Das berichteten wir treulich der Mutter.

„Wasserloch?“ wiederholte sie. „Wasserloch? Wie ist mir denn? Was hat die Liesl neulich gesagt?“

O, wir wußten gleich, was die Mutter meinte. Liesl, die eigensinnige Liesl, hatte neulich irgend etwas gar nicht durchgesetzt. Da schwieg sie eine Weile mit tränenschweren Augen. Dann aber holte sie zu ihrem letzten Trumpf aus: „So, jetzt geh ich in den Hof und fall ins Loch,“ sagte sie.

Das meinte Mutter jetzt. „Aber Mutter,“ sagten wir, „die Bretter liegen ja darüber.“

„Ja, wenn sie aber,“ beharrte Mutter, „wenn sie aber, nachdem sie hineingefallen ist.“

„Na, ich mein,“ unterbrach sie die Gusti roh, „wenn jemand in den Brunnen fällt, dann

kann er nachher nicht noch selber die Bretter wieder drüberdecken.“

„Und sie war gar nicht böse vorher,“ setzte ich hinzu, „sie hat ganz brav mit Hans gespielt, die Liesl.“

„Ich will doch selber einmal zu Herrn Krause gehen,“ sagte Mutter. Und dann überquerten wir zu viert den großen Fabrikhof, der mit unseren Kinderspielen so verknüpft ist, daß ich mich an nichts besinnen kann aus meiner Jugend, es tauche denn dahinter gleich der große Hof auf. Der Hof mit seinem Eisenlager, seinen Säcken voll Zement und Kalk.

„Nein, Frau Direktor,“ sagte Herr Krause mit der tiefen Stimme, „nein, die Liesl ist hier nicht durchgekommen. Ich müßte sie da doch gesehen haben — schaun Sie nur, wie eng die Tür ist. Da ist noch keiner durchgekommen, Frau Direktor, den ich nicht gesehen hätte.“

Und dann überflog er das Kontrollbrett, wo die hundertfünfzig Messingnummern immer hingen, die die Arbeiter zur Kontrolle mitzunehmen hatten, wenn sie zur Arbeit kamen. Das ganze Brett war leer, bis auf eine Nummer.

„Der Groter Max von der Gießerei fehlt,“ sagte der Portier brummend zu sich selbst.

„Gießerei?“ wiederholte die Mutter. „Um Gottes willen, die Liesl wird doch nicht in die Gießerei —“

Und schon schossen wir wieder zu viert über den Fabrikhof nach der Gießereiabteilung. Da schoben sie eben einen Wagen mit flüssigem Eisen durch die Halle. Ganze Sternenbündel knisterten aus der Masse in den hellen Tag hinein. Hämmer dröhnten. Dampf quoll aus eben ausgegossenen Formen, die der Sand bedeckte. In dem Getöse beugte sich die Mutter an das Ohr des Gießermeisters. Der schüttelte den Kopf —

Gott sei Dank, in der Gießerei war der Liesl nichts passiert. Wo aber war sie denn? Wir standen wieder auf dem Fabrikhof, die Mutter, der Hans, das Mädchen und ich, und sahen einander voller Sorge in die Augen.

Voller Sorge? Hatte ich nicht eben noch gesagt: froh sei ich, wenn ich sie nicht sähe? Ach was, das war ja Dummheit. Die Liesl war doch unsre Liesl, und wenn sie auch heute morgen wieder auf dem Kamm mit dem Seidenpapier —



Albrecht Dürer: Der verlorene Sohn.

Ach, dort kam der Vater aus dem Kontor. „Nun, habt ihr sie?“ rief er schon von weitem.

Aber er sah die Antwort auf unseren Gesichtern.

„Das ist doch ein Nichtsnutz“, sagte er, „wo habt ihr sie denn zuletzt gesehen?“

„In der Küche,“ sagte die Mutter.

„Nein, im Kinderzimmer,“ sagte unser Mädchen.

„Auf dem Speicher,“ sagte ich.

„Auf der Kellertreppe,“ behauptete Hans.

Ja, ja, die Liesl, die flinke Liesl, die war immer überall und nirgends. — „Da bleibt nichts übrig, als das ganze Wohnhaus noch einmal durchzusuchen nach diesem fürchterlichen Mädchel,“ entschied Vater, „na,“ setzte er hinzu, „ich soll sie nur finden, ich schlage ihr eins hinter die Ohren.“ Aber als er sah, daß der Schlag hinter die Ohren gar keinen Eindruck auf uns machte, setzte er hinzu: „Wenn sie da ist, Mutter, muß ein Exempel statuiert werden. Wir werden sie einmal einen Tag lang, einen halben Tag lang einsperr —“

„Ja, ja,“ seufzte die Mutter, „wenn sie nur erst da wäre.“

Und wieder ging ein Suchen im Hause los. In alle Zimmer liefen wir, vom Keller bis zum Dach blieb nichts vergessen. Viermal, fünfmal schlüpfen wir unter die Betten. Die Kleiderschränke rissen wir auf. Und als der Hans einmal sogar die Kommodenschublade aufmachte, da lachte kein Mensch. Nein, nein, uns war nicht zum Lachen.

„Aber ich denke,“ kam mir eine hartnäckige Erinnerung zurück, „ich denke, du hast heute früh, als sie mit dem Seidenpapierkamm...“ Ich aber verscheuchte die häßliche Erinnerung, indem ich halbblaut vor mir hinsang: „Ich weiß nicht, was soll es bedeu —“

Wirklich, das Lied war doch schön, war doch wunderschön, und das Seidenpapier am Kamn gab ihm noch was Extraschönes, ja wohl, was Extraschönes.

„Was brummst du denn da? sagte Vater, „ich glaube gar, der Zunge kann noch singen, wenn — wenn —“

„Ich schlag dir eins hinter die Ohren, Zunge,“ setzte der Vater wieder milder hinzu.

Und dann hatten wir das Oberste zu unterst gefehrt im ganzen Hause — die Liesl war nicht

da. Die Mutter fing zu weinen an. Das Mädchen wischte sich die Augen. Auf Hans und mich wälzte sich eine schwere Last. Und nur der Vater ballte noch einmal die eine Hand und drohte: „Nun, sie soll nur kommen, dieses Unglücksfind!“ Aber wir konnten sein Gesicht nicht dabei sehen. Er hatte es abgewendet.

Und dann ging der Vater doch noch auf die Polizei in die Stadt hinein. Mutter hantierte mit roten Augen in der Küche. Ungemütlich stand die Gusti umher. Ich rechnete zum zehnten Male an einer Schulaufgabe herum, die ein jedes Mal anders herauskam. Und der Hans ging noch einmal in den Hof hinaus, wo es schon dämmrig wurde. So verging eine Viertelstunde oder so. — Auf einmal ward die Tür aufgerissen. Hans stürmte herein mit einem roten Kopf und mit wilden Armbewegungen. Er wollte reden, aber er konnte nicht, oder er wollte nicht — was weiß ich. Wir drei natürlich, wir drangen mit Donnergepolter auf ihn: „Hast du —?“ — „Bist du?“ — „Wo ist —?“ — „So red doch —?“

Hans aber legte plötzlich, wie von einer Erinnerung gepackt, den Zeigefinger auf die Lippen, „Bsch! Bsch!“ und ging auf den Zehenspitzen aus der Tür. Wir ihm nach. Und merkwürdig genug, wir gingen plötzlich alle auf den Zehenspitzen und sagten kein Wort, nicht ein Wort.

Wieder über den großen Fabrikhof ging der sonderbare Marsch, über den Fabrikhof, auf den jetzt die Dämmerungsschleier sich legten. Eine große dunkle Gestalt kam von der Tür her auf uns zu. Müde, wie gebrochen. Vater war es. Er wollte irgend etwas sagen. Aber wieder legte der Hans den Finger an die Lippen, machte „Bsch!“, und jetzt gehorchte gar der Vater, trat auf den Zehenspitzen auf und ging mit uns unter Hansels Leitung auf den großen Haufen Eisenschienen zu. Um den ging Hans herum —

Ach, da war die Höhlung, wo wir Kinder uns heimlich ein ‚Haus‘ eingerichtet hatten mit heimlichen Brettern und einem heimlichen Tischlein und einem heimlichen Bänklein.

Und jetzt hatte Hansel die heimliche Tür, einen groben Zutesack, zurückgeschlagen, zum dritten Mal den Finger an den Mund gelegt und „Bsch!“ gesagt... Da drinnen saß die Liesl auf der heimlichen Bank, mit dem Kopf auf dem

heimlichen Tisch und — schlief. Friedlich hingen ihr die beiden Zöpfe vorn herüber, friedlich gingen ihre Atemzüge.

Und jetzt war es der Vater selber, der „Wacht!“ machte, nachdem er die Mutter mit einem langen Blick angesehen hatte. Und auf den Zehenspitzen ging er zu der fest Eingeschlafenen hin und strich ihr leise übers blonde Haar o, so leise

Und dann hatte er sie ganz sachte auf den Arm genommen, über den Fabrikhof getragen, wobei er trotz der Last so aufrecht ging, so aufrecht — und behutsam auf das Bett gelegt. Und Mutter hat sie ausgezogen, die Liesl, so still und zart, und zugedeckt. Und die Liesl, unsre Liesl, war nicht einmal aufgewacht dabei. Und hat auch sicher besser jene Nacht geschlafen als wir alle, denen die Träume mit ganz schreckhaften Ausgängen über das Gesicht und das Herz führen.

Und am Morgen, als ich nach einem bösen Traum doch noch einmal eingeschlafen war, kam in meinen Schlaf ein Singen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten . . .“ und ich hörte das Zittern des Seidenpapierkamms. Und es erschien

mir als die süßeste Melodie, die ich jemals hörte. Ganz vorsichtig habe ich so getan, als wenn ich noch schlief. Ganz vorsichtig habe ich die Augendeckel einen winzigen Spaltbreit aufgemacht. — Da stand die Liesl vor meinem Bette, die frische Liesl in ihrem Hemdchen mit ihrem Seidenpapierkamm an den Lippen und — sprungbereit, um gleich zu fliehen, wenn ich zornig erwachen würde. Ich aber schlang plötzlich meine beiden Arme um sie und küßte sie und herzte sie. Zu Tod erschrocken hielt sie still — das hatte sie halt nicht erwartet.

Und dann kam der Hansl aus seinem Bett herübergehuscht, und die Tür ging auf, und die Mutter und der Vater kamen fröhlich und lachend auf die Liesl zu

*) Aus: „Frohe Jugend“. Ausgewählte Geschichten von Fritz Müller. Verlag S. A. Sauerländer u. Co. inarau. Preis Fr. 3.60.

Walter Steiner von Seuzach bei Winterthur hat aus einem Duzend Bücher, die der bairische und in der Schweiz wohlbekannte Schriftsteller herausgegeben, 21 zum Teil fröhliche, zum Teil nachdenkliche Jugendgeschichten zusammengestellt, die überall, bei Alt und Jung mit Genuß und Gewinn gelesen werden. Die oben abgedruckte Skizze ist eine wehmütige, schließlich doch befreiende Kostprobe.

Liebe.

Lieb' ist — in der Heimat wohnen,
 Lieb' ist — ganz geborgen sein.
 Lieb' ist Glanz aus stillen Kronen,
 Lieb' ist Licht und Himmelschein.

Lieb' ist Reichtum unermessen,
 Heiligtum und Himmelsruh.
 Und ein selig Selbstvergessen:
 Du bist ich und ich bin Du.

Lieb' ist Licht aus tausend Kerzen,
 Morgenglanz aus Dunkelheit.
 Lieb' ist Licht aus Gottes Herzen,
 Lieb' ist Gott und Ewigkeit.

Otto Ostertag.

Das Märchen von der Rose.

Aus dem „Märchenbuch für meinen Jungen“
 von Hellmuth Unger.

Es war einmal ein Land, das hieß Nirgendwo. Inmitten dieses Landes auf einem breiten Hügel lag das Schloß Nimmermehr, in dem vor Jahrhunderten ein alter, weiser König mit seiner Frau und seiner wunderschönen Tochter wohnte. Diese Tochter war so schön, daß die Prinzen aus den fernsten Ländern und über die Meere kamen, um sie zu sehen und um sie zu werben. Aber die junge Prinzessin wollte keinen erhören. Als Jahr nach Jahr verstrich

und ein Prinz nach dem andern kam und wieder von dannen zog, wurde der weise König sehr traurig und sprach: „Mein Kind, weshalb willst du keinen Freier erhören?“

Da antwortete die Prinzessin: „Lieber Vater, der richtige ist noch nicht gekommen. Laß mich noch diesen Sommer warten, dann will ich den ersten nehmen, der um mich anhält.“

Da lächelte der alte König wieder und streichelte ihr blondes Haar.